

gestaltung“ eine tüchtige Arbeit. Lebhaftige Anerkennung verdient, dass von allen Hss. ein Verzeichnis des gesamten Inhalts gegeben ist; man ist so in der Lage festzustellen, in welcher Umgebung die Visio Georgii auftritt, z. B. im Vaticanus neben der Tundalsage. Das Verhältnis der Hss. zueinander festzulegen, war hier, bei den vielen Auslassungen und willkürlichen Aenderungen, keine ganz leichte Sache, und zu der Aufstellung eines (ziemlich komplizierten) Stemmas gehörte ein gewisser Mut (S. 68); jedenfalls ist das Stemma mit einem starken „als ob“ zu glossieren. Unter den Hss., die für die Textgestaltung als beste Unterlagen in Betracht kamen, hat der Herausgeber nicht die älteste und beste Prager Hs. P¹, auch nicht den erwähnten Vaticanus, sondern eine unbedeutendere, aber anscheinend recht treue Münchener Hs. gewählt; auch P¹, trotz ihres Alters, hält H. für eine Bearbeitung.

Das Resultat der Textherstellung ist in hohem Maße befriedigend. Die orthographische Gestaltung bemüht sich, ein getreues Bild der mittelalterlichen Gepflogenheiten zu geben. Eine Kleinigkeit, sei hier erwähnt, hat mich nicht ganz überzeugt: das Prinzip, u im Anfang von Wörtern wie v, in der Wortmitte v und u wie u zu schreiben, — wodurch Bilder herauskommen wie etwa vua (= uva). Der Variantenapparat bringt die Lesarten der wichtigsten Hss. vollständig, die der ändern in verständiger Auswahl. Zwischen Text und Varianten steht ein recht schmaler, meist ganz fehlender Streifen von Anmerkungen zum Inhalt, meist Nachweise von Bibelstellen. Man sähe diesen Streifen, mit einem Seitenblick auf kürzlich in Deutschland erschienene mlt. Textausgaben, gern in mehrfacher Ausdehnung, vielleicht mit fortlaufendem Hinweis auf Motivgeschichtliches, meinetwegen ruhig — wenn man unbescheiden wünschen darf — von Vergil bis Dante. Aber Hammerich hat sich, wie er im Vorwort mitteilt, „eine ausführlichere zusammenfassende Untersuchung über den geschichtlichen Inhalt und die literargeschichtliche Stellung des Textes“ für eine spätere Veröffentlichung aufgespart. Wir freuen uns darauf: die anspruchslose, schlicht-anmutige Darstellung, die solide Argumentation, das reine Streben nach reiner Wahrheit — Vorzüge, die in der heutigen wissenschaftlichen Literatur immer seltener werden, machen Hammerichs Werk zu einer sympathischen und zugleich achtunggebietenden Erscheinung.

Duisburg.

Hans Spanke.

Der deutsche Abrogans, Text ab., herausgegeben von Georg Baesecke. Halle, Niemeyer 1931. 77 S. 8°. M. 2,40. [Altdeutsche Textbibliothek Nr. 30.]

Umfangreiche, eindringende, mühsame Untersuchungen hat Baesecke in seinem Buche über den „Deutschen Abrogans und die Anfänge des deutschen Schrifttums“ zusammengefasst, von dem das Literaturblatt leider kein Besprechungsstück hat erhalten können.

Unter dem Namen Abrogans versteht B. das älteste Glossenwerk und damit das älteste Buch der deutschen Literatur überhaupt, ein alphabetisch geordnetes lateinisch-deutsches Wörterbuch, das mit dem Worte abrogans beginnt, ein Werk, von dem ein wichtiger Ableger bis in die neuere Zeit unter dem Namen Keronisches Glossar ging. Das Werk ist zwischen 754 und 769 in Freising entstanden, ist aber im wesentlichen in alemannischer oder alemannisch-fränkischer Ueberlieferung erhalten. Die älteste erreichbare Gestalt dieser Schrift legt uns nun B. in dem oben ver-

zeichneten Druck vor, mit einer Einleitung, die die Ergebnisse seines Buches knapp zusammenfasst.

Kaum einer der lebenden Germanisten dürfte imstande sein, die Anschauungen Baeseckes und seine Textherstellung im einzelnen nachzuprüfen. Aber wir freuen uns der zuverlässigen Grundlagen, die die ahd. Grammatik durch den vorliegenden Text erhält, wir freuen uns der köstlichen uralten Sprachformen, die uns dargeboten werden, wir freuen uns auch des wundervollen Lateins: incipiunt closas ex novo et veteris testamenti. S. 2, 23 will B. *inmittentes* durch *iminentes* ersetzen, aber die deutschen Wiedergaben scheinen doch entschieden dagegen zu sprechen.

Giessen.

O. Behaghel.

Jungandreas, Wolfgang, Texte zur Geschichte der schlesischen Mundarten. Als Manuskript gedruckt. Trebnitz (Schles.). Maretzke & Martin 1931. 42 S. 8°.

Die gelungene Ausführung eines glücklichen Gedankens! Nach sprachlichen Gesichtspunkten sind 46 schlesische Texte zusammengestellt. Die des ersten Teils bieten vom Aberglaubenverzeichnis des Raudener Zisterziensers Rudolf (vor 1250) bis zu Gerhart Hauptmanns Versunkener Glocke (1896) eine zeitliche Folge literarischer Texte: Segen, Urkunden, Urteile, Stücke aus Wörterbüchern, Predigten, Gedichten, Schauspielen usw. Im zweiten Teil werden vom Kreis Krossen im Nordwesten bis zu den galizischen Sprachinseln fern im Osten zweiundzwanzig Proben lebender Mundarten ausgehoben. Zusammengehalten werden beide Teile durch das Vorwalten volkskundlichen Stoffes, für den ja gerade in Schlesien musterhaft vorgearbeitet ist. Die Auswahl gibt ein derart farbiges und eindrucksvolles Bild der schlesischen Sprache, dass man wünschen muss, sie möge nicht auf das Deutsche Institut der Universität Breslau beschränkt bleiben, für dessen Seminarübungen sie zunächst bestimmt ist. In der Ausführung werden sich künftig ein paar Missgriffe vermeiden lassen: in Ludwigs Kreuzfahrt V. 4121 gehört nicht *enzwischen*, sondern die umgekehrte Schreibung *entwischen* in den Text eines Uebungsbuchs; in der Lesart zu S. 6 hätte nicht *ent-wishen* abgeteilt werden dürfen. Das in Probe 40 vertretene Dorf heisst seit 1920 nicht mehr Brzesowie, sondern Birkhagen, s. meine Proben hoch- und niederdeutscher Mundarten (Bonn 1922) S. 67.

Giessen.

Alfred Götze.

August Arnold, Studien über den Hohen Mut. J. J. Weber, Leipzig 1930. (Von deutscher Poeterey, Bd. 9.) RM. 5.20.

Diese Frankfurter Dissertation untersucht die Geisteshaltung des Hohen Mutes in der höfischen Kultur. Ein erster Teil schildert die aufsteigende Entwicklung, die vom altheimischen Minnesang über Wolfram, Gottfried usw. zu Walther führt; ein zweiter beschreibt die weitere Verbreitung, den Verfall und die Verdrängung des Hohen Mutes bei den nachklassischen Epikern und Minnesängern.

Schon in der karolingischen Renaissance hat diese Geisteshaltung eine erste sprachliche Prägung erfahren: bei Otfried begegnet *den muot höhen*. Die folgende Zeit war aber einer solchen selbstbewussten Haltung des Geistes nicht günstig und so taucht *höher muot* (wir wissen nicht, wann und wo dieser Ausdruck geprägt wurde) erst in frühhöfischer Zeit auf (Kaiserchronik). Bei den ältesten Minnesängern ist er (um 1160) als hoher seelischer Wert in die ritterliche Welt eingeführt; *minne* und *ere* treten hier als Triebfedern dieser von starkem Selbstbewusstsein